

Illustrirte Zeitung für Kleine Leute!



An Aeapels Strande.

Die Kinderkreuzzüge.

Ein Geschichtsbild aus dem dreizehnten Jahrhundert von Fr. Knauth.

I.



Die Sonne neigt sich dem Untergange zu und ringsher in den Dörfern läuten sie den Tag zu Grabe. Im Abendroth purpurn erglänzend wälzen sich die Bogen des Rheins dem „heiligen“ Cöln entgegen, und auch von dessen urältestem Dome — erst dreißig Jahre später legte ein furchtbarer Brand ihn in Asche — dringt friedliches Geläute zu uns herüber.

Das erste Decennium des dreizehnten Jahrhunderts ist im Strome der Zeit vorübergerauscht und weit und breit wird Cöln schon gefeiert als der „hehesten Burgen eine“.

Kirchen und Heiligtümer bilden die Signatur der Stadt, in deren Römermauern seit dem Jahre 1162 die angeblichen Gebeine der heiligen drei Könige, aus Mailand herübergebracht, in ihren Schreinen ruhen, der elftausend Jungfrauen nicht zu gedenken, die, „um Christi Leib erschlagen“, wie das St. Annolied singt, von den frommen Cölnern feierlich bestattet wurden. Kein Wunder, daß die Stadt je länger je mehr das Ziel unzähliger Pilgerfahrten aus Deutschland, Frankreich und England ward und viele Fremde sich unter dem Schutze jener Magier und Märtyrer neue Wohn- und Werkstätten gründeten.

Handel und Gewerbe blühten immer herrlicher empor; die Stadt trat in die Hanse ein und ward der Hauptmarkt für edle Metalle, Tuche, Stickereien und Teppichwebereien.

Wer aber an jenem von uns bezeichneten Tage bei hereinbrechender Dämmerung in ihre Thore trat, dem dünkte sie eine einzige große Schneiderwerkstatt zu sein. Ueberall in den zahlreichen Kaufläden hängen Kinder-Pilgermäntel, sogenannte Sklawinen, Pilgerhüte mit breitem Rande zum Schutze gegen Regen, Sturm und Sonne, Pilgertaschen und dergleichen mehr. Hier flattern allerlei Fahnen und Fähnlein lustig im Winde, dort hängen, an lange Schnuren gereiht und nach Hundert zählend, Schuhe und Gürtel; insbesondere aber

fallen uns jene tuchenen Kreuze in's Auge, „sie sich auf den Rücken zu heften“, wie der Chronist schreibt, „als bindendes Ehrenzeichen: der Inhaber habe gelobt, in's gelobte Land zu pilgern, wovon ihn kein weltlicher König, kein Erzbischof hat lossprechen können, denn allein der Knecht der Knechte Gottes.“

Und wie vom frühen Morgen an und während des ganzen Tages, so sind auch jetzt noch in später Abendstunde die Läden wahrhaft belagert von Kauflustigen, zu denen jedoch wunderbarer Weise Knaben und Mädchen in noch sehr jugendlichem Alter das Hauptkontingent stellen.

Nur ganz vereinzelt begegnen wir auch Erwachsenen unter der Menge, an der Hand aber wiederum Kinder führend, deren Verlangen nach der lockenden Waare sie eifrig zu stillen beflissen sind.

In der That ein seltsam Gebaren von Jung und Alt! Eine Erscheinung so eigenthümlicher Art, daß wir sie anders uns nicht zu erklären vermögen, als wenn wir fürerst einen kurzen Blick auf die Geschichte jener großen Ereignisse werfen, von denen während des elften und zwölften Jahrhunderts die ganze damals bekannte Welt so gewaltig erschüttert wurde.

Schon in der alten sogenannten heidnischen Zeit hatte das Wallfahrten nach solchen Orten, die durch heilige Erinnerungen ehrwürdig oder nach frommem Glauben durch Spendung von Wunderkräften segensbringend für die Pilger waren, als löbliche Sitte bei den Völkern gegolten. Späterhin ging sie auch auf die Christenheit über, die von allem Anfang an jene Stätten, welche der Schauplatz der Geschichte ihres göttlichen Stifters gewesen, mit ganz besonderem Eifer oft von den fernsten Weltgegenden aus zu besuchen pflegte, um dort, so meinte man, erhörlicher als es an irgend einem andern Orte geschehen konnte, zu beten.

Wie aber einerseits jene Wallfahrten je länger je mehr als besonders verdienstliche Handlungen angesehen wurden, so glaubte man andererseits auch jene heiligen Stätten als der Christenheit auf ewig angehörend betrachten zu

können, und unbeirrt durch die inzwischen erfolgte Besitznahme Palästinas durch Ungläubige wurden die Pilgerfahrten dorthin nur um so eifriger fortgesetzt.

Jede Störung der Andacht und jede andere Bedrückung würde man als ein Unrecht angesehen und beklagt haben; indeß so lange zunächst die Sarazenen die Herren des heiligen Landes waren, blieben die Wallfahrer meist völlig ungekränkt, ja sie wurden sogar, freilich nur aus Gründen geschäftlicher Art, vielfach begünstigt. Als aber die Seltschucken, ein Türkenstamm, sich jener Länder bemächtigt hatten und nun Mißhandlungen aller Art an die Stelle der früheren Gastfreundlichkeit traten, da glaubten die Christen zur Behauptung ihres vermeintlichen Anrechts auf den Besitz von Grund und Boden dort an der Küste des Mittelmeeres das Schwert ergreifen und das heilige Land jenen „gewalthätigen“ Herren wieder entreißen zu müssen.

Die Klagen der heimkehrenden Pilger, die Erzählungen von den Leiden der palästinensischen Christen und zumal von der Mißhandlung selbst des Patriarchen von Jerusalem erregten die Gemüther im Abendlande in hohem Grade und „es bedurfte nur noch eines zündenden Strahles, um den über Europa gehäuften Brennstoff in lodernde Flammen zu bringen.“

Der Feuerreifer eines Peter von Amiens ward solcher Strahl. Dieser schwärmerische Mann — die neuere Geschichtsforschung bezweifelt freilich die Wahrheit der auf ihn bezüglichen Erzählungen — hatte die Bedrängniß der Christen im heiligen Lande mit eigenen Augen gesehen, hatte die Klage des Patriarchen vernommen und erkannte in der mächtigen Aufregung seines Gemüthes einen Ruf des Himmels zur Verkündigung des heiligen Krieges wider die Ungläubigen.

Auf einem Esel reitend und mit angeblich vom Himmel gefallenen Briefen versehen, zog der beredte Klausner von Land zu Land und fand überall die begeistertste Aufnahme, bis schließlich auf den Kirchenversammlungen von Piacenza und zu Clermont Tausende im heiligen Eifer in den Ruf ausbrachen: „Es ist der Wille Gottes!“ und Papst Urban II. solch frommes Wort sie zum Feldgeschrei nehmen hieß, wäh-

rend gleichzeitig Alle rothe Kreuze auf ihre Schultern hefteten, als Zeichen des Siegespreises, den es zu erringen galt.

Sehr viele dieser Kreuzfahrer, so nannten sie sich nun, warteten gar nicht erst ab, bis ein ordentlich gerüsteter Zug zu Stande kam, sondern liefen, die Einen unter Peters, die Andern unter des Stifters Walter von Habenichts Führung voraus, ohne Lebensmittel, ohne Waffen, ja selbst ohne Wegweiser — wie denn einmal eine Gans und eine Ziege die einzuschlagende Straße zeigen sollten —, kamen aber auch, wie vorauszusehen gewesen, bis auf eine ganz geringe Zahl in der Ferne kläglich um ihr Leben.

Der erste wohlgeordnete Zug der Kreuzfahrer brach unter Gottfried von Bouillon im August des Jahres 1096, wohl 300 000 Mann stark, auf, von denen jedoch nach unsäglichem Kampf und Elend nur 60 000 vor Jerusalem ankamen, und am 15. Juli 1099 wehte endlich nach blutigem Sturme die Kreuzesfahne auf den Zinnen der heiligen Stadt. Der edle Gottfried von Bouillon lebte in großer Demuth die ihm angetragene Königskrone ab und nannte sich nur „Beschützer des heiligen Grabes“, während ein Jahr später sein Bruder Balduin I. mit dem Titel eines Königs den Thron des neuerrichteten Christenreiches bestieg. Er sowohl als seine beiden Nachfolger stritten bis um 1142 mit wechselndem Glücke wider die Sarazenen. War doch auch ihre Macht sehr gering!

Raum 12 000 Streiter zählte das Reich, das sich allmählig von Antiochien an längs des Mittelmeeres bis gegen Egypten hin ausdehnte, und sicher würde es schon früher, als es in Wirklichkeit der Fall war, den wohl erschreckten, aber nicht zu Grunde gerichteten Türken erlegen sein, wenn nicht einestheils die Stiftung der geistlichen Ritterorden vom Hospital des heiligen Johannes, dann vom Tempel Salomonis und noch etwas später der deutschen Kreuzherren ihm eine eiserne Schutzwehr gegeben, und wenn nicht andernteils von Zeit zu Zeit immer neuer Zuzug von Kreuzfahrern den Abgang der heimischen Streitkräfte ersetzt hätte.

Es war aber nun einmal die lange Reihe jener denkwürdigen Unternehmungen begonnen, die, eine umgekehrte, nämlich von Ost nach West

gerichtete Völkerwanderung, in dem Zeitraume von 200 Jahren gegen sieben Millionen Europäer nach Asien führten, von denen indeß kaum der zehnte Theil die Heimat wieder sah.

Die Idee, welche die verschiedenen germanischen Völker hierbei leitete, ja zum ersten Male zu einem großen Plane vereinte, war aus den gesammten Zeitverhältnissen entsprungen; wie hätten sonst Fürst und Bauer, Ritter und Bürger, Reiche und Arme in gleichfreudiger Weise das Leben an die Durchführung derselben gesetzt!

Ueberblicken wir nur noch kurz den weiteren Verlauf der Dinge bis dahin, wo die Geschichte unserer Kinderkreuzzüge ihren Anfang nimmt.

Durch wiederholte Schläge hatten ein Emad eddin Zanghi zu Mossul und sein Sohn Nur eddin die christliche Herrschaft in Palästina erschüttert, da erhob sich abermals Europa in feurigem Eifer und stürzte gewaltig über Asien her.

Zwei gekrönte Häupter, der deutsche Kaiser Konrad III. und König Ludwig VII. von Frankreich nahmen das Kreuz und mit ihnen zogen 140 000 gepanzerte Reiter und nahezu eine Million gemeines Fußvolk. Ein Bernhard von Clairvaux, der große Volksheilige jener Zeit, hatte die glühendste Begeisterung in allen Gemüthern wachgerufen, aber der Erfolg des Heereszuges war ein kläglicher. Unterwegs schon brach seine Macht und nur Trümmer des stattlichen Heeres waren es, welche das gelobte Land erreichten und Damaskus zwar belagerten, aber nicht zu erobern vermochten.

Noch indeß hielt sich König Baldwin III. auf seinem Throne und der gewaltige Nur eddin fühlte mehr als einmal die Schwere seines Armes. Als jedoch unter den Streitern Christi selbst Hader ausbrach und gleichzeitig der Kurde Selaheddin (Saladin) sich wider das mit sich selbst uneins gewordene Reich erhob, da kam es zu Falle. Zener Selaheddin, der Schrecken seiner Feinde, eroberte im Jahre 1187 die wichtigsten Städte des Landes und zuletzt auch Jerusalem.

Zwar unternahmen auf diese Schreckenskunde sogleich der hochbetagte Kaiser Friedrich I., genannt der Rothbart, Richard Löwen-

herz, Englands König und Philipp August, Frankreichs König neue mächtige Züge: allein Friedrich ertrank in den Wassern des Saleph und die andern Fürsten, uneinig unter sich, richteten Entscheidendes nicht aus. Nach dreitägiger Belagerung wurde zwar die Feste St. Jean d'Acce (Ptolemais) genommen, aber Jerusalem blieb im Besitze des Sultans.

Ein fernerer mächtiger Heereszug von französischen und italienischen Häuptern auf des Papstes Innocenz III. und des Schwärmers Fulco von Neuilly inständiges Andringen unternommen, vergaß leider völlig des Kampfes wider die Ungläubigen und der Befreiung des heiligen Grabes. Vor Konstantinopel angekommen, setzten diese Herren dort einem kurz vorher entthronten Kaiser von Neuem die Krone auf das Haupt, nahmen aber schließlich, da derselbe sich nicht erkenntlich hierfür zeigte, lieber selber Besitz von der Hauptstadt und errichteten ein lateinisches oder fränkisches Kaiserthum daselbst. Das geschah im Jahre 1204.

Von jetzt an erkaltete der Eifer der europäischen Völker für die heilige Sache sichtlich und nur Innocenz III. war es eigentlich noch, der fort und fort auf die Wiedereroberung des heiligen Landes drang. Schon hatte er ein Zehntel aller seiner und der Kardinäle Einkünfte zur Ausrüstung eines neuen Kreuzheeres bestimmt und auch die übrigen Prälaten und Geistlichen mit ihrer Einnahme besteuert, allein der Erfolg entsprach seinen Bemühungen nicht. Spaltungen in Deutschland, fortdauernde Händel zwischen Frankreich und England und insbesondere der von ihm selbst im Jahre 1209 in Scene gesetzte Kreuzzug gegen die Albigenser waren den Unternehmungen nach dem Morgenlande nichts weniger als günstig.

Im Grunde hat man freilich nicht Ursache dies zu beklagen: denn die Meinung, als läge das Heil der Kirche lediglich in dem Besitze des heiligen Grabes, war nachgerade bei Vielen in einem gefährlichen Aberglauben ausgeartet, dem eben nun mehr und mehr seine Nahrung entzogen ward.

Nur einmal noch sollte er sich in einer Weise geltend machen, die in der That eine in hohem Grade auffällige Erscheinung genannt werden

muß und unser ganz besonderes Interesse für sich in Anspruch nimmt.

Kinder in großer Zahl nahmen das

Kreuz und dachten allen Ernstes daran, Jerusalem zu erobern.

(Fortsetzung folgt.)

An Neapels Strande.

Von L. Bier.

(Zu dem Bilde Seite 177.)



In der Reihe der am schönsten gelegenen Städte unserer Erde nimmt Neapel unbefritten die erste Stelle ein. Amphitheatralisch vom Meere aufsteigend, bietet es von diesem aus gesehen einen wahrhaft prachtvollen Anblick dar; gleichzeitig aber wird auch der Blick vom Lande aus dadurch ein unvergleichlich schöner, daß die Stadt sich im Bogen am Meeresstrande hinzieht. Im Osten von dem düsteren Vesuv, im Westen von dem mit Landhäusern, Villen und Kapellen besetzten Berge Posilippo begrenzt, im Norden durch Höhenzüge abgeschlossen, spiegelt sich die Stadt mit ihren Hunderten von Kirchen, ihren Palästen, Festungswerken, Kapellen und Gärten in dem blauen Golfe, den ihr Fuß umspült. Gleichviel, ob das Auge vom westlichen Stadttheile aus auf das Meer hinauschaunt, oder den Blick von Osten her über die leicht gekräuselten Wellen schweifen läßt, immer wird sich ein Theil der Stadt und ihrer Umgebung in den Rahmen des herrlichen Bildes einfügen. „Siehe Neapel und stirb!“ sagt deshalb das Sprichwort. Zu allen diesen Vorzügen der Lage gesellt sich noch die Annehmlichkeit des Klimas, welches glücklich die Mitte zwischen allzuwarm und allzurauh innehält.

Der Aufbau Algier's bietet zwar ebenfalls einen entzückenden Anblick, aber heiße Sonnenthuth liegt Tag für Tag über den weißschimmernden Häusermassen. Stockholm's Lage am Mälarsee wird hoch gepriesen, aber fast die Hälfte des Jahres dauert des Winters Herrschaft. Lissabon schmiegt sich zwar auch, wie Neapel, an aufsteigende Berge, aber der atlantische Ozean steht an Färbung dem neapolitanischen Golfe bei weitem nach. Vom ankernden

Schiffe aus gesehen, erscheint das Häusergewirr Konstantinopels entzückend schön, aber das Innere der Stadt ist voll ekelten Schmutzes.

Die Straße, welche sich an Neapels Strande, dem schönsten Kai der Welt, hinzieht, ist die Chiaja. In ihr reiht sich Palast an Palast. Durch ein Gitter von der Chiaja getrennt und auf der Seeseite mit einer Ballustrade versehen, zieht sich die in fünf Baumallee'n abgetheilte, ca. 700 Meter lange und etwa 70 Meter breite Villa reale. Von hier aus genießt man die entzückendste Aussicht über den Golf, die Stadt und ihre Umgebung. Einen kleinen Theil dieses herrlichen Punktes zeigt unser Bild. Eine neapolitanische Dame wandelt an der Ballustrade entlang. Ein kleiner Knabe bietet ihr eins von seinen zwei Sträuchchen zum Kaufe an. Sie scheint unentschlossen, doch der Junge versteht sein Geschäft und wird nicht eher mit Bitten, Schmeichelnworten und beharrlichem Nachfolgen auf Schritt und Tritt nachlassen, bis er der bella principessa seine Waare aufgenöthigt hat, denn an Aufdringlichkeit übertrifft den Südtaliener so leicht Niemand. Jeder dort ankommende Fremde wird förmlich von Bettlern, sich anbietenden Kutschern, Lastträgern, Bootslenten und dergleichen Personen bestürmt. Man greift nach seinem Gepäck, seinem Stöcke und Schirme, entreißt ihm das umgehängte Täschchen und er hat förmlich Noth sich der Zubringlichen zu erwehren, die für jede geringe, vorher nicht affordirte Dienstleistung hintennach die unverschämtesten Preise verlangen. Nicht weniger als 80 000 Bewohner Neapels (also der fünfte Theil aller Einwohner) sind Bettler (Lazzaroni), welche sich zumeist aus den Geldbeuteln der Neapel bereisenden Ausländer bezahlt machen und im süßen Nichtsthun dahinleben.

Lustiges Allerlei.

Mitgetheilt von Heinrich Bröscholdt.

Offenes Geständniß. Frage: Der wievielte bist Du denn in der Schule, Anton? — Antwort: Wenn ich noch um einen hinaufkomme, bin ich der Vorletzte.

Bibelauslegung. Lehrer: Friedrich, Gott sprach zum Adam: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen!“ Was ist damit gemeint? — Schüler: Man soll so lange essen, bis man schwitzt.

Lehrübung. Jörgle liest stotternd: „Meister, hier ist gu-gu-gut sein. Wi-wi-willst du, so wo-wo-woll-wollen wi-wir drei Hü-Hü-Hütten ma-ma-machen.“ — Lehrer: Jörgle, paß auf, sonst gibt's Ohrfeigen! — Jörgle liest weiter: „Dir eine, Mose eine und Elia eine.“

Ein einsilbiges Wort. Lehrer: Ein einsilbiges Wort ist dasjenige, bei welchem man den Mund nur einmal aufzumachen braucht. Peter, kannst Du mir vielleicht ein solches Wort nennen? — Peter: Ein Regensburger Knackwürstchen.

Avancement. „Ich bin eine Klasse höher gekommen,“ erzählte voll Freude ein Schulknabe, der seine Eltern eben nicht zu einer solchen Hoffnung berechnete. — „Wie ist denn dies zugegangen?“ fragte der Vater verwundert. — „Unsere Klasse wird ausgeweist,“ erwiderte der Knabe, „und deshalb hat man uns eine Treppe höher gebracht.“

Die zwei Strümpfe. Vater: Nun, liebe Emilie, Du warst ja recht fleißig während meiner Abwesenheit, Du strickst ja unermüdlich! Am wievielten Strumpfe strickst Du jetzt? — Emilie: Am zweiten, Papa. — Vater: Wo hast Du denn den ersten? — Emilie: Papa, den stricke ich, wenn ich mit diesem fertig bin.

In besser Ordnung. Hausfrau: Hast Du nachgesehen, ob der Barometer gefallen ist? — Magd: Gott bewahre, er ist nicht gefallen, sondern hängt noch am Nagel!

Wie man sich irren kann. Einst kam ein Bauer nach Wien, um seiner Gutsheerrschaft die Aufwartung zu machen. In dem Vorzimmer bemerkte er einen Käfig, worin sich ein Papagei befand. Der Bauer bewunderte dies schöne Thierchen. Als er sich aber dem Papagei zu-

sehr näherte, rief dieser: „Was willst Du?“ — Sogleich entblößte der Bauer voller Schreck sein Haupt und sagte mit einem tiefen Diener: „Verzeihn Ew. Gnaden, ich hob' Sie halt für a Vogel angesehen!“

Ein interessantes Gespräch. Zwei Knaben der österreichischen Kaiserstadt befanden sich einst in der Nähe des Stephandoms. „Sieh einmal,“ sagte der vierzehnjährige Franz zu seinem Schulkameraden Josef, „dort auf der höchsten Spitze des Thurmes sitzt eine Fliege!“ — „Ei, fürwahr!“ bemerkte dieser. „Ich sehe die Fliege ganz deutlich; sie gähnt eben, so daß man ihren hohlen Zahn sehen kann.“

Aus Schillers Jugend. In einer älteren Schrift findet sich nachstehende Anekdote aus der Jugendzeit des berühmten Dichters Schiller. Bevor Schiller in die Karlschule zu Stuttgart eintrat, hatte er eine Zeit lang Unterricht im Harfenspiel genommen. Ein Nachbar, der ihn nicht recht leiden konnte, sagte einst zu ihm: „Ei, ei, Herr Schiller, Sie spielen ja wie David, nur nicht so schön!“ — „Und Sie,“ erwiderte Schiller schnell, „sprechen wie Salomo, nur nicht so klug.“

Eine sonderbare Predigt. In einem topographischen*) Aufsatze über Leipzig vom Jahre 1794 heißt es: „Die Kirche Sanct Thomas ist vom Markgraf Dietrich erbaut u. s. w. Die erste evangelische Vesperpredigt wurde den 25. Mai 1539 darin gehalten. Deren Länge beträgt 129 Ellen, die Breite aber 57 Ellen.“

Ein Wortspiel. Der berühmte Schriftsteller Gotth. Ephraim Lessing (geb. 1729 zu Ramenz in der Oberlausitz, gest. 1781 in Braunschweig) sollte einst ein Urtheil über eine Dame abgeben, welche ein sehr schlechtes Deutsch sprach. Er that dies in folgender Weise: „So lange sie mich nicht ansprach, sprach sie mich sehr an; als sie mich aber ansprach, sprach sie mich nicht mehr an.“

Anstich von Deutlichkeit. „Hiermit thue ich Ihnen zu wissen, daß der nasse Tabak, welchen Sie mir zu nas geschickt haben, ein wenig zu nas ist; ein wenig nas dürste er wohl sein, aber allzu nas ist zu nas.“

*) Topographie = Beschreibung eines Ortes oder einer Gegend.

Ofen und Pesth.

Von Franz Halle.



Der schönste Anblick, den eine Fahrt auf der Donau gewährt, bietet sich dem Reisenden unstreitig bei der Ankunft vor den Schwesterstädten Pesth-Ofen dar.

Schon von weitem sieht man zur Rechten das Ofener Gebirge sich erheben, dicht am Ufer grüne Weinberge bildend und weiter hinein zu größeren Bergen sich formend. Darauf gelangt man zu der mitten im Strome sich lagernden, leider zwar ziemlich wüsten, dennoch aber reizenden Margaretten-Insel, und noch eine Strecke weiter spannt sich seit dem Jahre 1848 wie ein riesiger Bogen die prachtvolle Kettenbrücke über die Donau: ein Bauwerk, dessen Anblick eitel Staunen und Bewunderung erregt.

Jenseit des Ofener Ufers führt sie durch einen langen Tunnel weiter, welcher in den die Festung Ofen tragenden Felsen gesprengt ist, über deren Mauern hinweg das königliche Schloß, in der Abendsonne wie ein goldener Palast prangend, emporragt. Ofen selbst lagert am Fuße dieses Berges. Anmuthig erheben sich die meisten Häuser und Häuschen an den unteren Wänden desselben, reichen aber auch zu einem Theile bis zur Hälfte des Blocksberges hinauf, der auf seinem Haupte eine neue, mit trefflichen Instrumenten versehene Sternwarte trägt und mit seinen imposanten Formen gleichsam wie ein Wächter der beiden Städte auf sie herniederschaut.

Im königlichen Schlosse wird die heilige Krone aufbewahrt und in der Nähe desselben befindet sich das Denkmal des heldenmüthigen Genji, der hier am 21. Mai des Jahres 1849 im Kampfe gegen die magyarischen Insurgenten fiel.

Während der Jahre 1541 bis 1686 war Ofen in den Händen der Türken, und erst die Kaiserin Maria Theresia ließ das damals zerstörte Schloß, eine Schöpfung König Bela's des Vierten († 1270), in grandiosem, aber ziemlich einfachem Style wieder herstellen. Das Hauptgebäude zählt 200 Säle und Zimmer und enthält überdies auch eine Kirche. Außer dieser

zählt Ofen noch elf katholische Gotteshäuser, vier Klöster und eine Kirche der nicht-unirten Griechen.

Als Sitz der ungarischen Landesbehörden ist Ofen überdies reich an andern öffentlichen Gebäuden, sowie an Anstalten der verschiedensten Art, von welchen letztern wir hier nur die vom Sultan Soliman gestifteten öffentlichen Bäder der warmen Schwefelquellen anführen wollen, in denen die untern Volksklassen der auf etwa 55 000 Seelen sich beziffernden Einwohnerchaft Ofens in größter Unbefangenheit verkehren. Schon die uralte Geschichte gedenkt dieser Quellen, und der magyarische Name Ofens, Buda, abgeleitet vom slavischen Woda, stammt von ihnen her. Die Türken nahmen sich derselben mit Vorliebe an, wie dies viele Bauspuren bezeugen, und jammerten nachmals sehr über den Verlust der wohlthätigen Wasser, deren unterirdischer Rochherd übrigens unerforschlich ist.

Der Glanz, den Ofen durch die im Jahre 1777 von Tyrnau nach hier verlegte Universität erhielt, war nur von kurzer Dauer; er ging schon im Jahre 1784 auf Pesth über.

Pesth nun, vor Alters Pestinum und ungarisch Buda-Pest geheißen, dehnt sich nahezu eine Stunde lang am linken Ufer der Donau aus und zählt etwa 200 000 Einwohner.

Während der untere Theil der Stadt seines Alters wegen ziemlich unfreundlich ist, aber doch malerischer daliegt als der obere, zeichnet sich letzterer durch eine große Zahl prachtvoller Staats- und Privatgebäude aus, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend herrscht hier das bunteste Markttreiben, wie es die lebhafteste Einbildungskraft sich nicht reger denken kann. Die namhaftesten Straßen sind die Herrenstraße, die Donauzeile und insbesondere das Baron-Bruderngäßchen, 200 Fuß lang, nach Art der sogenannten Passagen mit Glas gedeckt und 32 Verkaufsläden enthaltend. Von den ansehnlichsten Gebäuden aber sind in erster Linie die Universitätskirche, die Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, das Invalidenhaus, das Comitatshaus, das Nationaltheater, das National-

museum und die großartige Grenadier-Kaserne zu nennen.

Außer der Universität besitzt Pesth auch eine Akademie der Wissenschaften und eine Malerakademie, ferner drei Gymnasien, eine Handelsakademie und mehrere sehr bedeutende Handelsinstitute, wie ja die Stadt überhaupt der wichtigste Platz Ungarns namentlich für den Rohproduktenhandel ist.

Wer die Straßen von Pesth durchwandert,

auf die Wache; hier sodann fährt im schärfsten Trabe eine prachtvolle Kutsche die Straße entlang, mit einem Kutscher, der so husarenmäßig ausgestattet ist, daß ihn ein norddeutscher Bauer mindestens für einen General halten würde.

Einen Haupttheil der niederen Bevölkerung bilden die Slowaken, die alljährlich zu Tausenden aus ihren nördlichen Gebirgsgegenden herabkommen, um hier gegen kärglichen Lohn in Arbeit zu treten. Ueberall be-



Ofen und Pesth.

dem bietet sich bei jedem Schritte der Anblick schroffster Gegensätze unter der Einwohnerschaft dar.

Zwischen den stolz einherschreitenden Ungarn in ihrem ritterlichen Anzuge, dem sie gern noch klirrende Sporen und wehende Federn beifügen, bewegt sich das nett und einfach gekleidete, tapfere und doch gemüthliche österreichische Militair. Dort zieht eine Abtheilung desselben nach dem einförmigen dumpfen Takt einer Trommel

gegnet man den wild aussehenden Gestalten mit ihren zottigen langen Haaren, in ihren Bein Kleidern und Mänteln vom grössten Wollstoffe und die Füße mit Ragen- oder Kaninchenfellen umwickelt, die sie ziemlich geschickt durch Riemen sandalenartig zu befestigen wissen. Die Leser kennen sie von den Besuchern her, die sie auch uns abzustatten pflegen, und so bedarf es nicht, des Weiteren auf sie zurückzukommen.



König Eginhard.

Von F. Döpler.

In der alten Stadt Regensburg gab es vor Zeiten ein über die Maßen berühmtes Kloster, welches Obermünsterkloster geheißen wurde. Da der Ruf desselben im ganzen Lande ein so überaus günstiger war, entschloß sich der Kaiser Otto, seine einzige Tochter, die junge und bildschöne Prinzessin Adelheit, in dasselbe eintreten zu lassen, obgleich diese gar kein Verlangen darnach trug eine Himmelsbraut zu werden, viel lieber hätte sie sich einem jungen Prinzen oder einem tapfern König als Ehegemahl antrauen lassen.

Als der Böhmenkönig Eginhard davon hörte, daß die schöne Adelheit als Novize in das Regensburger Kloster eingetreten war, wurde er ganz betrübt, denn er hätte gar zu gern die junge Prinzessin an seiner Seite als Königin von Böhmen auf dem Throne gesehen. Nun aber schien Adelheit für ihn verloren. Weil nun Eginhard so niedergeschlagen in den Zimmern seines Schlosses umherging, fragte ihn der Hofmeister Dietwald um den Grund der Traurigkeit. Eginhard verhehlte seinem alten treuen Diener nichts, sondern erzählte ihm Alles. Hierauf gab Dietwald seinem königlichen Herrn den Rath, ihn mit einem Briefe an die Prinzessin abzusenden, durch welchen dieselbe von dem Wunsche Eginhards, sie als Ehegattin heimzuführen, unterrichtet würde. Egin-

hard schrieb den Brief und übergab denselben dem treuen Diener, ließ auch vierzig Gewappnete aufsitzen, damit sie Dietwald begleiten möchten.

Als Dietwald in die Nähe von Regensburg kam, hieß er sein Gefolge sich in einem Gehölze lagern. Er selbst ritt allein in die Stadt vor das Obermünsterkloster, wo er sich als Abgesandten des Kaisers ausgab und die Prinzessin zu sprechen wünschte. Dies wurde ihm gewährt. Als er darauf mit der Prinzessin allein war, übergab er den Brief seines Herrn, welchen Adelheit sofort erbrach und aufmerksam durchlas. Wohl sträubte sich die junge Maid, gegen den Willen ihres kaiserlichen Vaters zu handeln, aber Dietwald wußte so sehr zu Gunsten seines Herrn zu sprechen, daß sie einwilligte, sich entführen zu lassen. Sie begleitete den Dietwald bis an die Pforte des Klosters. Nachdem dieser sich bei der Abtissin verabschiedet hatte, hob er schnell und entschlossen die junge Prinzessin vor sich auf sein Pferd und sprengte durch die Straßen davon, daß die Funken umherstoben. Nach langem Ritt gelangte Dietwald mit der Prinzessin und seinem Gefolge auf dem Ratschin, Eginhards Schlosse, in Prag an, wo sofort Vorkehrungen zu einem glänzenden Vermählungsfeste getroffen wurden.

Als Kaiser Otto das Geschehene erfuhr, gerieth er darob in großen Zorn und erklärte an König Eginhard von Böhmen den Krieg. Die Böhmen unterlagen in diesem Kampfe und das kaiserliche Heer verwüstete das unglückliche Land mit Feuer und Schwert. Darüber ganz untröstlich und sich allein die Schuld an dem Unglück beimeßend, schrieb Königin Adelheit an ihren zürnenden Vater einen demüthigen Brief, in welchem sie um Schonung des Landes und um Verzeihung für sich bat. Diese erhielt sie auch in einem kaiserlichen Antwortschreiben zugesichert, gleichzeitig aber enthielt dieses auch die Drohung, daß Eginhard, falls seiner Gefangennahme, enthauptet werden sollte.

Darüber erschrak Eginhard heftig und flog heimlich mit seiner Gemahlin und einigen Rittern und Knappen in ein Schloß, welches inmitten des Gebirges lag, äußerst fest und auf einige Jahre mit Lebensmitteln verproviantirt war. Um aber Nachricht von dem Lande und dem kaiserlichen Kriegsvolke zu erhalten, be- traute man einen alten Einsiedler, der ehemals als Ritter vom Dornbusch dem Könige treue Dienste geleistet hatte, mit dem Einziehen von



Ritter Candidus horcht an der Thür des Gemachs und hört die Reden des Kaisers.

Kundschaft. So erfuhr Eginhard, daß Kaiser Otto Prag eingenommen hätte und ihn selbst auf das eifrigste suchen ließ.

Bei seinem Vorrückten nach Westen kam der Kaiser an den Böhmerwald, wo er ein Lager schlagen ließ. Da man hier einige Tage zu verweilen beschloß, um das Gebirge nach dem entflohenen Könige zu durchstreifen, begab sich Otto auf die Jagd, denn ihn gelüstete nach einem guten Hirschbraten. Im Jagdeifer kam aber der Kaiser und sein Schildknappe immer weiter vom Wege ab und immer tiefer in das Waldes- dickicht hinein, bis beide schließlich erkannten, daß sie sich verirrt hatten. Ueber dem Suchen

nach einem Wege brach die Nacht herein und die wilden Thiere fingen an zu heulen. Um aber nicht die Nacht über in dieser Wildniß bleiben zu müssen, bestieg der Schildknappe einen sehr hohen Baum und hielt von da Ausschau über die Gegend. Wirklich sah er auch auf einem Felsen ein Licht schimmern. Nachdem er sich die Richtung des Lichtscheins genau gemerkt hatte, stieg er vom Baume herab und theilte seinem Herrn das Gesehene mit. Beide machten sich nun in der Richtung nach dem Lichte hin auf den Weg, da aber der Pfad zu steil war, stiegen sie von ihren Pferden, zäumten sie ab und über- ließen die Thiere sich selbst. Bald darauf hörten sie dieselben ängstlich wiehern und das furchtbare Gebrumme von Bären, welche in Gemeinschaft mit einem Rudel Wölfe beide Streittrosse zer- rissen. Auf solch gefährvollem Wege gedachte Kaiser Otto seiner Tochter Adelheit und zwar mit viel versöhnlicherem Sinne, denn ehemals, weil er meinte, seine jetzige gefährvolle Lage sei die Strafe des Himmels für die bewiesene Hart- herzigkeit. — Nach langem Steigen gelangten der Kaiser und sein Schildknappe vor Schloß Schildheiß, denn von diesem rührte des Lichtes Schimmer her, an und begehrten Einlaß als zwei im Walde verirrt Ritter. Derselbe wurde ihnen gewährt und König Eginhard, denn er war der Schloßherr, bewillkommnete seine Gäste, welche ihn, seines langen Bartes wegen, den er sich in der Wildniß hatte wachsen lassen, nicht erkannten. Auch Eginhard erkannte den Kaiser nicht, dessen Bart und Kleidung vom Dorngestrüpp weiblich zerzaust waren. Nun war es damals ritterlicher Brauch, daß jedem Einlaß begehrenden Ritter unter dem Burgtbor das Schwert abgenommen und der Frau vom Hause übergeben wurde, die es bis zur Abreise der Gäste in ihrem Gemache bewahrte. So ge- schah es, daß das Schwert des Kaisers in die Hände der Königin Adelheit gelangte, welche es sogleich als dasjenige ihres strengen und zür- nenden Vaters erkannte. Erschreckt theilte Adel- heit dies ihrem Gemahle mit und beide be- rietthen, was zu thun sei.

Kaiser Otto und sein Schildknappe hatten währenddessen das Gemach bezogen, welches ihnen angewiesen worden war und thaten sich an dem aufgetragenen Ambiß und dem kühlen

Trunke gütlich. Hierbei gab der Kaiser seinen versöhnlichen Gedanken gegen Eginhard und Adelheit wiederholt Ausdruck, und als auch der Schildknappe für das Königspaar bat, that der Kaiser den Ausspruch, daß er, zu seinem Heere zurückgekehrt, mit allem Kriegsvolke aus Böhmen heraus und nach Hause ziehen wolle.

Dieses Gespräch war aber von einem treuen Ritter Eginhards, mit Namen Tandibus, belauscht worden (siehe das Bild), und hoch erfreut brachte dieser seinem Herrn die Kunde von dem versöhnlichen Sinne des Kaisers.

Das war für Eginhard und Adelheit willkommenen Botschaft. Umgeben von ihrer Ritterschaft begaben sich beide in das Gemach des

Kaisers und baten, auf den Knien liegend, um Verzeihung. Gerührt von solchem demüthigen Sinne verzieh Otto alles Geschehene, sicherte dem Eginhard Böhmens Krone wiederum zu und gab dem vollzogenen Ehebunde seinen väterlichen Segen. Nur eine Pönitentz gab der kaiserliche Herr seinem Schwiegersohne auf, die Erbauung von vier Mönchs- und ebensoviel Nonnenklöstern im Lande Böhmen.

Am andern Tage nahm der Kaiser freundlich Abschied von seinen Kindern und zog darauf mit seinem Heere gen Oesterreich. Kurze Zeit nachher hielt Eginhard und Adelheit ihren feierlichen Einzug auf dem Königsschlosse zu Prag.

(Fortsetzung folgt.)

April.

Von Fr. Kav. Seidl.

Bald sanfter kommt und bald auch rauher,
Als sonst die ersten Tage sind,
Mit Lust vermengt und halb mit Trauer
Zieht wechselvoll der Frühlingswind.

Doch hat manch Stündlein unterdessen
Der Sonne gold'ner Strahl umsäumt,
Und läßt die Leiden all vergessen,
Die wir im Winter bang geträumt.

So unter Freud' und Leiden schweben
Die Stunden und die Tage hin,
Bald lacht ein Strahl des Glücks dem Leben,
Bald wird ein Schauer d'rüber ziehn.

Doch leuchtet aus den Frühlingsstürmen
Die Ahnung bess'rer Zeit herein,
Und wie sich auch die Leiden thürmen:
Einmal wird es doch Frühling sein!

Auf den Monte Rosa.

Von C. Wiehner.

(Zu dem Bilde Seite 192.)



Der Monte Rosa hat eine Höhe von 4640 Meter und wird unter den Bergen Europas vom Montblanc nur um wenige Meter übertroffen. In den penninischen Alpen, die sich in nordöstlicher Richtung vom Montblanc bis Monte Rosa ziehen und ihre südlichen Ausläufer nach Italien senden, ist er in den vielen hohen Bergen dieser Kette der Bergkönig und überragt mit seiner Spitze, welche den Namen des Schweizergenerals Dufour trägt, selbst das 4515 Meter hohe Matterhorn. Wenn auch der Montblanc höher ist als der Monte Rosa, so übertrifft doch der Kamm der penninischen Alpenwelt alle übrigen Alpen und wird mit Recht „der Leib des Alpenkörpers“ genannt. Von den ewigen Gletscherhöhen des Kammes

eilen durch wilde Schluchten im raschen Laufe nach Nord die Bäche und Flüsse der Rhone, nach Süden dem Po in der großen italienischen Ebene zu. Den Verkehr zwischen der Schweiz und Italien vermittelt die Straße über den großen Bernhard (2393 Meter), über den jährlich 20000 Menschen wandeln und in dem berühmten Hospiz freundliche Aufnahme finden. — Wir treten dem Monte Rosa näher. Am herrlichsten ist er aus der italienischen Ebene in dem Thale Gressoney (s. die Abbildung S. 192) zu schauen. Hier stürzt der Bergries in einer Höhe von 3000 Metern furchtbar steil, fast senkrecht in das Thal und zeigt dem betrachtenden Auge seine volle Majestät. Die Wildheit seiner Gletscher und Eisgefilde tritt hier Bewunderung erregend hervor. Von hier aus sind auch die ersten Versuche zur Besteigung des Berges gemacht

worden. Aber nimmer gelang es, die höchste Spitze, den General Dufour, zu erklimmen; der Weg war zu steil und so mußte man sich mit der Besteigung der niedrigeren Gipfel begnügen. Jetzt ward die Erststeigung auf der Schweizer Seite versucht. Im Jahre 1847 begannen die Versuche, doch erst 1855 gelang es den Gebrüdern Smith aus Yarmouth in England (die Engländer sind bekanntlich die kühnsten Alpinkletterer) die Höhe zu erklimmen. Zur Zeit ist der Pfad leichter zu finden und eine Lieblingspartie für Alpenbesucher geworden. Folgen wir im Geiste einem Besucher*) des Monte Rosa auf seinem Pfade.

„Mit einem ungedeckten Wagen fuhren wir in Zermatt bei Regen und Wind ein. Am Abend kamen wir im Hôtel Monte Rosa an, wo bereits alle Räume von Alpenbesuchern überfüllt waren. Ein Räumchen fand sich noch und unter heitern Gesprächen mit Schweizern, Engländern, Franzosen, Deutschen und Russen vergingen die Abendstunden. Am frühen Morgen war mein erster Blick gen Himmel; grau blickte er uns an und in Grau gehüllt lag vor uns das Hochgebirge, das in den Vorbergen ein frisch gefallener Schnee bedeckte, während sich durch die Bergschluchten gewaltige Nebelmassen wälzten. Dennoch ward der Weg angetreten. Vorüber ging es am kleinen Kirchhofe des Dorfes, auf dem auch die bei der ersten Besteigung des Matterhorns Verunglückten ihre Ruhestätte gefunden haben. Bald lichtete sich der Himmel und das furchtbar aussehende Matterhorn, die blendendweiße Kuppe des gewaltigen Breithorns traten klar hervor. Wir erreichten das gastliche Riffelhaus. Schnell ward beim klarsten Himmel der Gornergrat betreten, der eine so großartige Rundschau bietet, wie kein zweiter Punkt der Schweiz. Im Riffelhaus ward der Abend wieder verlebt und Führer, die hier zur Verfügung standen, ausgesucht. Ich wählte Moritz Perren und Joseph Viner, zwei erfahrene Männer. Am andern Morgen, den 10. August 1874 früh 2 Uhr, ward die Reise angetreten. Wir traten hinaus in die dunkle Nacht. Der Himmel war klar und mit Sternen überfät, die ihre Schuppen in reicher Zahl herabfallen ließen. Rasch ging es dem Gor-

nergletscher zu, dem gewaltigen, zweitgrößten Eisstrom der Alpen. Weil es noch dunkel war, wagten die Führer nicht, das Eismeer zu betreten. Wir warteten und als gegen 4 Uhr das Dämmerlicht den Pfad erhellte, da ging es weiter. Nach einer Stunde war ohne besondere Schwierigkeiten der Gletscher überschritten. Jetzt war es hell geworden. Da erglühete die vor uns liegende Eismwelt im Strahle der Morgenröthe. Zuerst erschienen die höchsten Gipfel des Matterhorns, Weißhorns, Breithorns vom leichten Rosenroth angehaucht, während neben und unter uns alles im leichenhaften Weiß lag. Zusehends wuchsen die rosigen Kronen der Gipfel, das Roth verwandelte sich in leuchtendes Gold, das von Gipfel zu Gipfel zog, bis endlich die ganze Eismwelt in blendendem Sonnenglanze vor uns lag. Der Monte Rosa war inzwischen erreicht, wir standen an seinem eisigen Fuße, dessen Wand sich im Monte-Rosa-Gletscher sehr steil in die Höhe hebt. Die Führer zogen das Beil hervor und hieben Stufen ein, auf welchen ich folgte. Auf Steinblöcken, die aus dem Eise hervorragten, ward einige Mal Halt gemacht und ausgeruht. Die Augen wurden mit blauen Brillen geschützt und vorwärts ging es. Da erhob sich ein schneidiger Wind, mitten auf dem Wege zur Dufourspitze. Die Führer wurden still und blickten besorgt zur Höhe. Nur noch langsam drangen wir Schritt vor Schritt vor. Als wir 13000 Fuß erklimmen hatten, wurde der Sturm heftiger. Er schleuderte uns die Schneemassen in's Gesicht, Hände und Füße waren erstarrt; wir konnten kaum den Alpenstock in den Händen halten. Da erklärten die Führer, daß Gefahr für das Leben vorhanden sei und forderten zur schleunigen Umkehr auf. Ich mußte die Wahrheit der Mahnung zugeben und bedächtig ward der Rückweg angetreten. Nach vierzehnstündigem Marsche, der leider nicht zum Ziele geführt hatte, kamen wir im Riffelhause an.“

Da unter den hohen Bergen der Monte Rosa der am leichtesten zu besteigende ist, so ist auch nur ein einziger Fall bekannt geworden, bei dem Menschen auf diesem Wege ihr Leben verloren haben. Es war am 27. Juli, als zwei Reisende mit drei Führern die Besteigung un-

*) Eugen Simmel, Spaziergänge in die Alpen.

ternahmen. Eine bedeutende Masse frisch gefallenen Schnees machte die Reise bedenklich; dennoch gelangten die Reisenden bis zu einer Höhe von 13000 Fuß, als sich plötzlich über

ihnen eine Lawine löste und die Wanderer mit fortzog. Es gelang, die Verschütteten herauszuziehen, nur ein Träger fand seinen Tod.

Aus Aesop's Leben.

Von Rudolph Müldener.

(Fortsetzung.)



III. Aesop und sein Herr.

Aesop diente seinem neuen Herren zwar mit Treue und Redlichkeit, spielte ihm indessen dabei manchen Streich, wobei er sich jedoch durch Witz und Verstand meist aus jeder Verlegenheit zog.

Eines Tages hatte Xanthus seine Schüler und Freunde zu Tische geladen und befahl darum Aesop eine Mahlzeit zu bereiten und zu diesem Zwecke das Beste und Köstlichste einzukaufen, was er finden könne. Aesop aber kaufte nichts als Zungen, die er nach verschiedener Weise fein und säuberlich zubereitete.

Als nun die Gäste gekommen und Xanthus befahl, das Essen zu bringen, da brachte Aesop zunächst Zungen mit Eßig und, als Xanthus befahl, das zweite Gericht zu bringen, Zungen mit Knoblauch und Pfeffer. Als jedoch als drittes Gericht abermals Zungen erschienen, da wurden die Gäste etwas unruhig und Xanthus fragte Aesop: „Haben wir denn nichts Anderes?“ — „Nein, Herr,“ antwortete Aesop, „Anderes haben wir nicht.“

Da wurde Xanthus ärgerlich und sagte: „Ha! Du Bösewicht, habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst das Beste und Köstlichste einkaufen, was Du finden kannst?“

„Ja, Herr,“ antwortete Aesop, „das hast Du gesagt. Aber ich frage Dich, Herr, was ist besser und lieblicher als die Zunge? Alle Kunst, alle Lehre, alle Weisheit ist durch die Zunge gelehrt und mitgetheilt. Auch alles Geben und alles Nehmen, alles freundliche Grüßen, die Kaufmannschaft und jedes andere Gewerbe bedarf der Zunge; diese stiftet Ehen, bewirkt Freundschaft, erzeugt Ruhm und Ehre, ja zuletzt ist Alles, was der Mensch besitzt, durch die

Zunge erworben; durch sie sind Häuser und Städte erbauet. Durch die Zunge wird der Mensch erhöht, ja fast das ganze menschliche Leben beruhet auf der Zunge. Also geht nichts über die Zunge, und von den unsterblichen Göttern ist dem Menschengeschlechte nichts Heilsameres gegeben, als die Zunge.“

Da lachten die Gäste, stimmten Aesop bei und meinten, er hätte Recht.

Am anderen Morgen sagte Xanthus zu seinen Schülern: „Gestern habt Ihr das Nachtmahl mit mir gegessen; aber es war nicht nach meinem Willen, sondern nach meines unwilligen Knechtes Willen bereitet. Heute wollen wir die Speise verändern. Ich werde Aesop in Euerm Beisein gebieten, was er uns zurichten soll.“

Er rief Aesop und sprach: „Geh hin und kaufe uns das Allerschlimmste und Aergste, das Du finden magst, denn Alle, die Du hier siehst, werden das Nachtmahl mit mir essen.“

Aesop ging unerschrocken wieder unter die Metzger und kaufte wieder Zungen wie zuvor und bereitete sie wie er sie gestern bereitet hatte und nicht anders.

Als aber am Abend die Schüler zu Tische saßen, sprach Xanthus zu Aesop: „Bring uns zu essen.“ Da brachte Aesop Zungen mit Eßig und setzte sie auf den Tisch. Da sprachen die Schüler: „Wir sind abermals unter die Zungen gerathen.“ Darnach setzte Aesop andere Zungen vor, und als die Gäste darüber ungeduldig wurden, sprach Xanthus zu Aesop: „Ich habe nicht mit Dir verabredet, daß Du das Beste und Lieblichste kaufen solltest, sondern das Böseste und Aergste.“

Aesop antwortete: „Herr, das ist wahr. Aber Du findest kein ärger und böser Ding als die Zungen: durch die Zungen verderben die Menschen und kommen in Armuth, durch die

Zungen werden Städte zerstört, und alles Uebel entsteht durch die Zunge."

Da brachen die Gäste alle in ein Gelächter aus, mußten aber gestehen, daß Aesop auch diesmal Recht habe.

Eines Tages schickte sein Herr Aesop auf den Markt. Nun war Aesop eine sowohl seiner lustigen Einfälle, als seiner Höflichkeit wegen in der ganzen Stadt bekannte Persönlichkeit. Unterwegs begegnete ihm der Stadthauptmann, der ihn gleichfalls kannte und ihn fragte: „Wo gehst Du hin, Aesop?"

Aesop antwortete, er wisse es nicht. Da meinte der Stadthauptmann, Aesop spotte seiner und befahl, ihn in den Thurm zu werfen. Als Aesop diesen Befehl vernahm, da sagte er: „O Herr, habe ich nicht die Wahrheit gesagt, als ich sagte, ich wisse nicht, wohin ich gehe? Ich war weit davon entfernt zu glauben, daß ich in den Kerker gehen würde!"

Da lachte der Stadthauptmann und ließ Aesop laufen.

Als Xanthus einst seinen Freunden ein gar köstliches Mahl gab, wobei, nach griechischer Sitte, seine Frau nicht zugegen sein konnte, da nahm er Speise aus den besten Schüsseln und befahl Aesop, dieselbe zu seiner Gutwilligsten zu tragen, worunter Xanthus natürlich seine Frau verstand.

Nun war aber Aesop, seiner Höflichkeit wegen, bei der Frau nicht gut angeschrieben, und dieselbe ließ ihm ihren Unmuth in jeder Weise fühlen und machte dem armen Burschen das Leben so sauer, als sie konnte. Als daher Aesop diesen Auftrag erhielt, da dachte er, die Gelegenheit sei günstig, sich an der Frau zu rächen. Er nahm daher die Speisen und trug sie in das Zimmer der Frau, wo dieselben, deren Duft schon anlockte, natürlich nicht verfehlten, den Appetit der Frau zu reizen.

„Sieh hier, Frau," sagte Aesop, „alle diese schönen Dinge, aber Du bekommst nichts davon, denn der Herr hat sie nicht Dir bestimmt, sondern der Hündin, die so treu das Haus bewacht." Und damit rief Aesop die Hündin und gab ihr alle die schönen Speisen. Die Hündin ließ es sich natürlich schmecken, fraß Alles auf, wedelte mit dem Schwanz und leckte Aesop die Hand.

Als Xanthus nach beendigtem Gastmahl zu seiner Frau kam, empfing ihn diese gar unwirsch, und als er sich ihr liebkosend näherte, da sagte sie: „Gehe hinweg und laß mich in Ruhe!" — „Meine Theure," erwiderte Xanthus, „es paßt sich nicht, daß Du gegen Deinen Mann so unwirsch bist." — Da antwortete sie: „Ich sage Dir, Du sollst mich nun in Ruhe lassen, denn ich habe hier nichts mehr zu schaffen. Unterhalte Dich doch mit der Hündin, der Du zu essen geschickt!"

Xanthus wußte ob dieser Worte nicht, was er davon denken sollte. „Bin ich denn betrunken," fragte er, „oder was ist das? Habe ich Dir nicht durch Aesop Essen geschickt?" — „Mir?" antwortete die Frau. „Aesop brachte das Essen nicht mir, sondern, wie Du befohlen, Deiner Hündin."

Da rief Xanthus Aesop und fragte ihn: „Wem hast Du das Essen gegeben?" — „Deiner Gutwilligsten, wie Du geboten hast," antwortete Aesop. — „Hörst Du?" wandte sich Xanthus an seine Frau. — „Ich höre wohl," antwortete diese; „aber ich wiederhole Dir, daß ich Nichts bekommen habe."

Da herrschte Xanthus Aesop an: „Sag an, wem Du das Essen gegeben hast, Du Galgenschlingel!" — „Wie Du mich geheißt hast, Deiner Gutwilligsten," antwortete Aesop. — „Wer ist denn die, Du Schalk?" fragte Xanthus.

Da rief Aesop die Hündin und sagte: „Dies ist Deine Gutwilligste. Wer ein Weib lieb hat, den hat sie nicht lieb, denn wird sie von ihm nur einmal im Mindesten schief angesehen, so schimpft und schwähet sie, wird unsinnig und läuft davon. Aber ein Hund, wenn Du ihn auch schlägst, läuft darum nicht weg, sondern kommt wieder, so bald Du ihn ruffst, wedelt mit dem Schwanz und liebkost Dich. Da Du mir nun befohlen, die Speisen Deiner Gutwilligsten zu bringen, so brachte ich sie der Hündin."

„Du siehst," wandte sich da Xanthus an seine Frau, „daß die Schuld nicht an mir liegt. Also beruhige Dich, und was Aesop betrifft, so werde ich ihn für seine Thorheit schon entsprechend zu züchtigen wissen." — „Thue mit ihm, was Du willst," antwortete die Frau. „Ich werde fortan nicht mehr hier bleiben."

(Fortsetzung folgt.)



An meine jungen Freunde und Freundinnen!

In der letzten Zeit habe ich wiederholt Briefe mit verschiedenen Anfragen erhalten, die sich der Mehrzahl nach auf den Schlußtermin der jetzt gestellten Preisarbeit, theils aber auch auf das Erscheinen des Blattes, auf Abbildungen und einzelne Artikel u. s. w. bezogen. Es hätten also nicht wenige dieser Zuschriften nicht an mich, sondern an die Verlagshandlung in Halle an der Saale, deren Firma ja auf jeder einzelnen Nummer genannt ist, gerichtet werden müssen. Ich habe indeß sämmtlichen kleinen liebenswürdigen Brieffschreibern zunächst direkt geantwortet, und da ich mich mit der geehrten Verlagshandlung in Halle zu verständigen gedenke, so erkläre ich hiermit, daß ich — um allen möglichen Mißverständnissen vorzubeugen — künftighin alle auf unsere kleine Zeitung bezüglichen Anfragen im Briefkasten derselben kurz beantworten und an dieser Stelle auch die Namen der jungen Rätchseßler veröffentlichen werde.

Als letzten Termin für die Einsendung der diesmaligen Preisarbeiten setze ich aber den 17. Juni cr. fest.

Gott befohlen, meine jungen Freunde! Es grüßt Euch Alle und Eure Lieben herzlich

Euer guter Freund
Ernst Lausch.

Wittenberg, im März 1881.

Adresse: An den Lehrer Ernst Lausch in Wittenberg (Reg.-Bez. Merseburg).

Charade.

Von Louise Wernicke.

Im Winter deckt die Erste die müde Erde zu,
Damit sie von der Arbeit des Sommers aus
sich ruh'.

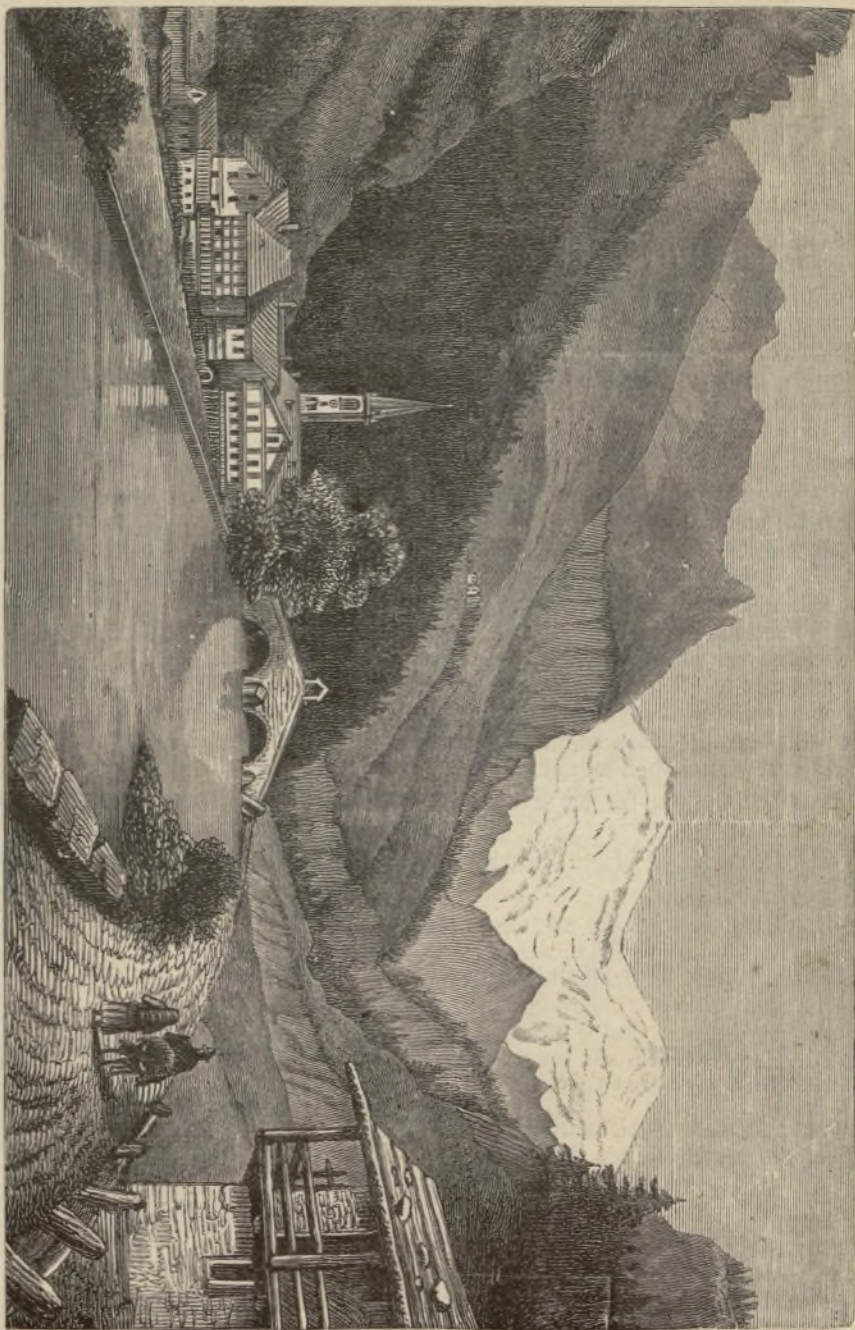
Im Sommer fällt die Zweite, hübsch bunt und
kugelrund,
Statt in erhob'ne Hände oft auf der Erde
Grund.

Im Winter wählt das Ganze in übermüth'gem
Spiel
Sich Dein und meinen Rücken oft zum er-
wünschten Ziel.

Auflösung des Logogriph in Nr. 10:
Saale, Soole, Seele, Säule.

Auflösung der Charade in Nr. 10:
Schlaftrunk.

Der Abente Kiofa von Orefsonen aus gesehen. (Siehe Seite 187.)



Redaktion und Verlag: G. Schwetsfke, Sep.-Cto., in Halle. Gebauer-Schwetsfke'sche Buchdruckerei in Halle.
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I–XII der „Illustrierten Zeitung für kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.